

Geschichte neu schreiben - Die >>Dekolonisierung der Wissenschaften<<

Wissenschaftler haben festgestellt, daß...

Gemeinhin gilt Wissenschaft als privilegierter Zugang zu Erkenntnis und Wahrheit. Akademische Objektivität, verstanden als neutrale, standort-unabhängige Abbildung von Wirklichkeit beansprucht dabei oftmals globale und universelle Bedeutung.

Mit der Herausbildung von subalternen und postkolonialen Studien (*subaltern studies*, *postcolonial studies*) formiert sich allerdings seit den 1980er Jahren ein interdisziplinäres Feld im akademischen Bereich das u. A. den Wechselwirkungen zwischen Wissen und Macht nachgeht. Zur Debatte steht dabei inwiefern neben Bereichen wie Kunst, Literatur, Medien etc. auch die akademische Wissensproduktion an der Etablierung und Aufrechterhaltung von Denkmodellen beteiligt ist, die koloniale bzw. post-koloniale Politikmuster von Eroberung und Expansion begleiten und legitimieren. Die Fragestellungen der Studien sind deshalb als ein wissenschaftspolitisches Anliegen zu verstehen, das die Bedingungen und Konsequenzen von Wissensbeständen herausarbeitet.

Zahlreiche Befunde postkolonialer Studien stimmen darin überein dass sie Denkmuster mit kolonialem Hintergrund in gegenwärtigen Gesellschaften ausmachen. Auch die Sozial- und Geisteswissenschaften seien davon nicht frei. Vielmehr tragen sie mit problematischen theoretischen Begriffen und Methoden zur Aufrechterhaltung kolonialer Schemata bei.

Entscheidend für viele Forscher wie z.B. die indische Soziologin Veena Das oder den indischen Historiker Dipesh Chakrabarty ist dabei das Abrücken von einer kulturellrelativistischen Perspektive. Das Problem läge nicht ausschließlich in einer Überlegenheit und Ignoranz `des Westens` gegenüber anderen, ehemals kolonisierten Kulturen. Auch innerhalb außereuropäischer Gesellschaften gäbe es Sichtweisen, Interessen und Vergangenheiten die nicht im Widerspruch zu denen des expansiven Europa seit dem 15. Jahrhundert stehen: Land, Rohstoffe und Sklaven bzw. Arbeiter.

Demnach geht es bei dem Slogan einer >>Dekolonisation der Wissenschaften<< nicht um eine generelle Ablehnung des `modernen Westens`, der modernen Werte postkolonialer, nationalstaatlicher Bourgoesie, oder akademischer Wissensproduktion. Vielmehr sind postkoloniale Studien als ein Anliegen aufzufassen, dass sich der Offenlegung und Überwindung jedweder postkolonialer Langzeitwirkungen und Reaktualisierungen in Macht- und Wissensverhältnissen verschrieben hat.

Hierfür werden alternative Methoden und Theorien vorgeschlagen und angewandt, die es vermögen nicht-westliche bzw. nicht-elitistische Selbst-repräsentationen in die wissenschaftliche Beschreibung von Kultur, Gesellschaft und Geschichte einzuspeisen.

Folgt man den Ausführungen des britischen Kulturwissenschaftler und Soziologen Stuart Hall, dann liegt der Kern der Sichtweise des kolonialen Europa seit dem 15. Jahrhundert in einer elementaren Zweiteilung der Welt. Es gibt den zivilisierten Westen und den unzivilisierten Rest.

Dieses zurechtstilisierte Selbst-bzw. Fremdbild erstreckt sich durch sämtliche ästhetischen, philosophischen, soziologischen, historischen oder philologischen Texte der neuzeitlichen Moderne, so Hall. In Wechselwirkung mit Domänen wie Reiseliteratur oder

Missionatsbericht, wies Europa alles von sich was es beanspruchte nicht zu sein. So konnte sich der Anspruch auf Expansion, Eroberung und Führung legitimieren, so der Historiker Edward Said in seiner bekannten Orientalismus-Studie. Die Kolonien sollten ja von den Insignien der Zivilisation profitieren, moralische Werte und industriellen Handel erlernen.

Diese Denkmuster lassen sich nach den Ergebnissen dieser Studien z.B. in der heutigen Soziologie, bzw. dem modernisierungstheoretischen Konzept das in den Sozial- und Geisteswissenschaften vorherrschend ist wiederfinden. In der Vorstellung nämlich, die Industrialisierungs- und Entwicklungsprozesse die sich seit dem 18. Jahrhundert in Europa ereigneten seien Leistungen separater Kulturen oder Nationen an denen andere Gebiete der Welt gemessen werden könnten.

Hierin ist jedoch ein Zerrbild zu erkennen, das dazu führt, dass gegenwärtige Verhältnisse einer globalisierten Welt nicht adäquat nachgezeichnet und verstanden werden können.

Deshalb insistieren Vertreter eines verflechtungstheoretischen Zuganges (Histoire Croisée, Globalgeschichte oder geteilte Geschichte) darauf die überkreuzenden, verwobenen Momente in der geschichtlichen Entwicklung von Gesellschaften und Kulturen zu berücksichtigen. Die Geschichte der Moderne lässt sich demnach nicht mehr erzählen, ohne die kolonialen Praktiken der Landnahme, der Ressourcen-Ausbeutung und des Sklavenhandels als elementare Aspekte der Austauschbeziehungen zwischen europäischen und nicht-europäischen Gesellschaften und unterschiedlicher sozialer Schichten.

Es ist jedoch weiterhin zu erkennen dass wissenschaftliche Ergebnisse zu sozialen Prozessen der Ausschließung und Vereinnahmung, einer subtilen Form von Gewalt führen können. Sie dienen als legitime Informationsbasis z.B. für politische Programme und Konzepte in der Entwicklungshilfe, für das Erstellen von Lehrplänen in Schulen, oder der Darstellung kultureller Stereotypen in den Medien.

Es ist hier z.B. auf die Tourismusindustrie oder den pädagogischen Markt der interkulturellen Kompetenz hinzuweisen: Diese bauen maßgeblich ihr institutionelles Eigeninteresse (Exotik und potentieller Konflikt) auf ebensolchen Herangehensweisen, sogenannten Differenzdiskursen. An der Stelle von sich überkreuzenden kulturellen Entwicklungen, und historischen Prozessen und Wandlungen sozialer Phänomene finden sich hier fest-stehende, quasi naturähnliche kulturelle Merkmale von sich gegenüberstehenden Großgruppen, jenseits von Geschichte und Machtverhältnissen. ("Die Thais haben gegenüber den rationalen Westlern eher ein emotionales Gemüt..." etc.etc.).

Die so unterstellten grundlegenden Differenzen zwischen Erdteilen, Kulturen, Nationen etc. hängt häufig mit der Vorstellung zusammen, dass es innerhalb dieser Großgruppen keine nennenswerten Unterschiede gäbe. Auch diese Sichtweise war lange Zeit in der Ethnologie verbreitet.

Wie allerdings, Veena Das herausarbeitet, ist diese Sicht- und Herangehensweise alles andere als unproblematisch: So habe die westliche Ethnologie z.B. bei der Suche nach dem Hauptmerkmal der indischen Gesellschaft ausschließlich die Stimme der obersten Kaste, der Brahmanen, als repräsentativ und privilegiert eingestuft. Mit dem Ergebnis, dass die Hierarchie-Affinität der Inder als Charakteristikum favorisiert wurde. Die Ethnologie mache sich dadurch zum Komplizen einer totalisierenden Darstellung. Werte und Praktiken welche

auf Egalität und Solidarität abzielten, und in unteren Kasten durchaus anzutreffen seien, so Das, kämen in diesem Bild über Indien schlichtweg nicht vor.

Der theoretische, vermeintlich objektive Begriff *homo hierarchicus* (Louis Dumont) fungiere also nicht bloß als unsaubere soziologische Kategorie für westliche Leser. Ebenso dient er als politisches Argument um in den Auseinandersetzungen der indischen Öffentlichkeit die Sicht und den Staus quo einer bestimmten privilegierten, nationalstaatlich-religiösen Bürgerschicht zu zementieren.

Ein weiteres Feld in dem diese vorausgesetzte Interessenhomogenität innerhalb einer Gesellschaft nicht unbedingt der Wirklichkeit entsprechen muss und eventuell zur Reproduktion von sozialen Ungleichheitsverhältnissen führen kann ist die Entwicklungshilfe bzw. die Entwicklungszusammenarbeit (wie dies z.B. von Aram Ziai mit Bezug auf den Begriff der Governance dargestellt wurde).

Die *Subaltern Studies Group*, ein mit Indien befasster Zweig der Geschichtswissenschaft versucht dieser Problematik abhilfe zu schaffen. (Mittlerweile gibt es Nachahmungen und Weiterentwicklungen dieses Ansatzes auch in Lateinamerika, der Karibik und Südafrika).

Zentral ist in der Herangehensweise ebendiese Einsicht: Der Forderung nach einer dekolonialen Wissenschaft sei nicht einfach damit beizukommen, außereuropäischen, ehemals kolonisierten Gesellschaften 'eine Stimme zu geben'. Zwischen englischen, imperialistischen und indischen, bourgeosien-elitististischen Perspektiven bestünde nämlich nicht zwingend ein Interessensgegensatz. Da die bisherige Geschichtsschreibung Indiens jedoch von einer dieser beiden Positionen vereinnahmt wurde, sei nichts geringeres notwendig als die Geschichte neu zu schreiben. Eine Geschichte die bisher noch nicht existiere, in der die politische Sphäre jenseits dieser dominanten Perspektiven in den Blick kommen könne. Eine Geschichte >>von unten<<, welche den Verlauf der Dinge aus der Sicht weiter Teile der Bevölkerung erzählt, die die Geschichte Indiens ebenso gemacht haben. Durch die für die Historiografie untypische Methode des Interviews und der Miteinbeziehung bislang vernachlässigter Texte und Inhalte fernab der Klassiker der philosophischen Ideengeschichte, sei es möglich bisher marginalisierte Positionen und Geschehnisse, zwar nicht 1:1, als authentische Stimme bisher stimmloser Menschen, jedoch als generell ebenbürtiges Puzzle-Teil von Geschichte zu beleuchten. So etwa z.B. dadurch, Volksaufstände als politische Strategien von handlungsfähigen Akteuren im Kontext von sozialen Prozessen zu beschreiben, statt sie wie bisher als spontane, planlose Erregungen abzuqualifizieren und dadurch als irrelevant für den geschichtlichen Verlauf abzutun.